

Unterhaltungs-Beilage

des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 243.

Dienstag, 16. Oktober.

1928.

(14. Fortsetzung.)

Geld fällt vom Himmel.

Roman von Paul Enderling.

(Nachdruck verboten.)

Die drei gingen Haus für Haus der hochgelegenen Kattierstraße ab. Litsis führten sie in die hohen Stockwerke. Da überall Geschäftsräume waren, fiel es nicht schwer, Vorwände für den Eintritt zu finden und in der Wartezeit die Aussicht zu bewundern.

Im obersten Stockwerk des Warenhauses war ein Spielwarenlager. Kiewening entschied sich für eine elektrische Eisenbahn. Blinsky nahm den Kassenschein an sich, um ihn draußen wegzuworfen. Nirgends war ein Einblick in das beraubte Haus möglich. Aber Kiewening bestand darauf, systematisch vorzugehen.

Es dämmerte schon, als sie zum Arbeitsamt kamen. Dunkle Gestalten standen in Gruppen vor dem Haus, mißbilligende Urteile über das Auto fällend.

Blinsky rümpfte die Nase über den Armelutgeruch in den engen Korridoren. Mitten auf der Steintreppe hielt er an, um sich mit einem Parfümfläschchen zu bestäuben.

Kiewening lachte: „Ja, in Ihrem Salon riecht es wohl feiner.“

„Mein Salon liegt im Mond“, knurrte der Russe. „Aber dies Schreibbureau anscheinend auch. Nicht einmal einen Aufzug gibt es hier! Bei den Sowjets hätte man solch ein Arbeitsamt längst demoliert.“

„Dafür wird hier auch gearbeitet“, warf Kiewening ein. Der Fremde war also ein Russe. Er hatte das schon an der harten Aussprache bemerkt und war stolz, daß seine Mutmaßung sich bestätigte.

Martha ging schweigend hinter den beiden.

Endlich waren sie im vierten Stock. Gleich links an der Treppe war ein Glasverschlag, in den man eine Tür eingebaut hatte. „Zimmer 47a“ stand darüber. Eine Pappkarte mit schön geschweifter Kundschrift verriet, daß hier die Kurse für Erwerbslose verwaltet wurden.

„Hier ist der Zugang zum Schreibbureau“, sagte Martha.

Sie berieselten einen Augenblick, klopften und traten, ohne ein „Herein“ abzuwarten, ein.

An einem primitiven Tisch, der mit Altendekeln, Kalendern, Kuverts und losem Papier bedeckt war, hockte eine krumme Gestalt, die sich jetzt aufrichtete und aufsprang. Es war Surrmann.

„Sie wünschen?“ Seine kurzschichtigen Augen kniffen sich zusammen. Er erkannte Blinsky und wollte im ersten Augenblick auf ihn zugehen. Da jener aber eine schroff abweisende Miene zur Schau trug und es ihm selber peinlich war, hier arbeitend getroffen zu werden, wandte er sich an Kiewening, der sein Mienenspiel neugierig gemustert hatte.

„Ist Herr Delepper da?“ fragte Martha schnell. „Ich habe meine Schlüssel zu Hause gelassen, denken Sie nur.“

„Bitte, dort hinein!“ Die drei kümmerten sich nicht um ihn und traten ein.

Das Zimmer war leer. In hohen Stapeln lagen Briefumschläge, Adreßbücher und Reklameblätter mit verschiedenen Firmenaufdrucken.

Blinsky und Kiewening traten sofort an das hohe

Fenster. Als sie kurze Umschau gehalten hatten, sagte Kiewening: „Das ist dort die Obere Flußstraße. Sollte das große Fenster dort Ihre Lichtpausanstalt sein?“

Blinsky nickte. Sein Gesicht war in diesem Augenblick von Wut verzerrt. „Er sieht wie ein wildes Tier aus“, dachte Martha.

„Das ist es, natürlich. Sonst ist ja kein großes Fenster dort. Wenn der Vorhang offen ist, kann man so ziemlich alles drin sehen. Und er muß manchmal offen gewesen sein“, setzte er mit geballten Fäusten hinzu.

Eine Tür öffnete sich, und das Geklapper von Schreibmaschinen klang laut und vernehmlich herein.

Ein kleines Männchen, in einen gelblichen Arbeitsmantel gehüllt, schlotterte herein und fragte nach den Wünschen.

Kiewening fragte nach dem Preis für Adressen. „Sie machen Sie hier doch billiger?“

„Billiger und besser“, lächelte der kleine Herr und schob seine Brille auf die bucklige Stirn. Er zog eine Schublade auf und suchte einen Prospekt heraus. „Wieviel Tausend dachten Sie?“

„Wer arbeitet hier?“ fragte Blinsky. „Ich meine, sind es zuverlässige Leute?“

„Es sind alles stellungslose Kaufleute und abgedaute Bankbeamte. Sie werden zufrieden sein.“

Kiewening winkte Martha zu, die schnell nach Delepper fragte.

„Herr Delepper fehlt. Er hat Zahnschmerzen, der arme Wicht.“

„Er fehlt seit Donnerstag, nicht wahr?“ fiel Blinsky ein.

„Seit Donnerstag?“ wiederholte das Männchen, ohne sich über die genaue Fragestellung zu wundern. „Es ist möglich. Wir führen darüber nicht Buch. Wer nicht kommt und nichts verdient, hat es mit sich auszumachen. Er sah ist sofort da.“

Kiewening bedankte sich für die Auskunft und versprach, morgen das Adressenmaterial zu bringen.

Sie eilten hinaus, die Treppe hinab, Blinsky voran. „Zieht zu Ihrem Herrn Wirt!“ Keuchend bestiegen sie den Wagen, der sie in zehn Minuten zur Steinstraße brachte.

Blinsky sprang zuerst heraus. „Bleiben Sie hier!“ befahl er. „Dies hier geht mich allein an.“

Er läutete an Deleppers Wohnung heftig und unbeherrscht. Drinnen klickte etwas, dann herrschte Stille — eine künstliche, wartende Stille. Er glaubte das Schlurven von Pantoffeln zu hören und den unterdrückten Atem eines Menschen.

Kalend vor Wut, trommelte er mit beiden Fäusten auf die Tür. „Deffnen Sie! Ich höre doch, daß jemand da ist, Sie Narr!“

Aber die Tür blieb verriegelt. Blinsky lief die Treppe wieder hinunter. „Er macht nicht auf.“

„Wir werden doch die Polizei holen müssen“, meinte Kiewening lauernd.

Blinsky würdigte ihn keiner Antwort. „Geben Sie Ihre Schlüssel her!“ herrschte er Martha Rebmann an.

„Das ist Hausfriedensbruch“, warnte Kiewening. Blinsky sah ihn so wütend an, daß er keinen Einwurf mehr wagte. Martha ging hinauf und öffnete. „Bleiben Sie beide unten am Treppenplatz stehen, was auch kommen mag! Welches ist sein Zimmer?“

Sie deutete auf eine Tür rechts und ließ ihn ein. Der überfüllte Korridor barg keinen Menschen. Blinsky klemmte sich an den Möbeln vorüber bis zu der bezeichneten Tür. Zu seiner Ueberraschung war sie unvergeschlossen.

Er trat in das Zimmer und warf die Tür hinter sich zu. Er mußte warten, bis er sich in dem halbdunkeln Raum zurecht fand. Da lenkte ihn ein Aechzen und Stöhnen nach dem Bett in der Ecke. Dort lag jemand mit verbundenem Kopf.

„Guten Abend!“ sagte Blinsky mit übertriebener Höflichkeit. Als er keine Antwort bekam, ging er zum Fenster und riß die Vorhänge zurück. „Stellen Sie sich nicht tot wie eine Wanze, Sie da.“

„Was wünschen Sie“, hauchte eine Stimme. Blinsky setzte sich auf einen Stuhl, der am Bett stand, blickte den Daliegenden eine Weile prüfend an und sagte dann, wie enttäuscht: „Er ist es nicht.“

„Nein“, antwortete der andre schnell. „Ich bin es nicht.“

„Was sind Sie nicht?“ „Wahrscheinlich nicht der, den Sie suchen“, antwortete der Kranke, der sich sichtlich zur Haltung zwang. „Wie kommen Sie übrigens dazu, hier einzudringen? Wissen Sie nicht, daß das strafbar ist?“

Blinsky hatte seine Worte gar nicht gehört. „Sie sind Herr Desepper, nicht wahr?“

Der andre nickte. „Und Sie liegen im Bett? Seit wann?“

Desepper richtete sich jääh auf. „Der Satan soll mich beißen, wenn ich Ihnen Rechenschaft schuldig bin. Wer sind Sie überhaupt?“

„Bleiben Sie ruhig im Bett“, befahl Blinsky streng. Er beugte sich dicht über Desepper und sagte langsam: „Wer ich bin? Das ist sehr schnell gesagt. Ich bin der Verwalter des Geldes.“

„Des Geldes?“ stammelte Desepper. „Des Geldes? Sind Sie verrückt? Von welchem Gelde reden Sie?“

„Von dem in der Oberrn Flußstraße gestohlenen oder geraubten Geld — wie Sie wollen.“

Desepper versuchte zu lachen, aber er gab den Versuch bald auf. Er sagte an seine Wade und jammerte: „Mein Zahn . . . Sie sollten mir einen Zahnarzt holen . . .“

Blinsky ließ ihn nicht aus den Augen. „Ich werde statt dessen lieber die Polizei holen.“

Desepper zuckte zusammen. Aber plötzlich schrie er den Eindringling an, dröhnend und gar nicht wie ein Kranker: „Scheren Sie sich hinaus. Sie sind . . .“ Mitten im Satz war er aus dem Bett. Aber ehe er sich aufrichten konnte, hatte Blinsky ihn an der Brust gepackt. „Wo steckt das Geld?“

Der Angegriffene versuchte sich vergebens loszureißen. „Ich weiß nichts“, stöhnte er, mit einem prüfenden Blick die Entfernung zur Tür messend.

„Versuchen Sie nicht zu entfliehen. Draußen stehen andre. Es ist hier nicht wie im Mauerengang.“

„Ich will ja gar nicht davonlaufen.“

„Um so besser. Hören Sie mal ruhig zu. Es ist Geld geraubt worden, und Sie sollen uns wieder dazu verhelfen. Uns, sage ich. Denn das Geld gehört nicht mir, aber ich bin dafür verantwortlich. Es gehört einer großen Macht, verstehen Sie? Und das ist das Schlimme daran“, wiederholte er drohend. „Das ist das Schlimme daran.“

„Ich verstehe“, murmelte Desepper, ihn verständnislos anblickend.

„Gut. Wir kommen uns also schon etwas näher. Ihre Aufgabe ist nur, das Geld wiederzubeschaffen. Ich sichere Ihnen Straffreiheit zu. Es wird keine Anzeige gemacht werden. Wir werden sogar nicht einmal genau nachzählen. Nun?“

„Ich weiß nicht, was Sie wollen . . .“

„Überlegen Sie sich alles ruhig. Wir haben ja Zeit.“

„Ich könnte Geld gut brauchen“, sagte Desepper. „Ich bin ein armer Mann. Verarmt, mein Herr. Ich war nicht immer so schlecht dran. Abgebaut und all mein Geld auf der Sparkasse . . .“

„Ganz recht. In der Nähe der Sparkasse geschah es. In der Oberrn Flußstraße, nicht wahr?“

„Obere Flußstraße?“

„Es ist nicht weit von hier. Gar nicht weit, wenn man Auto fährt — und das taten Sie ja wohl nachher, wie?“

Deseppers Augen irrten im Zimmer umher, und Blinsky folgte ihm mit den Augen aufmerksam. Als sie an dem eisernen Ofen hängengeblieben, fragte er: „Ist es da drinnen?“

„Sehen Sie doch selber nach.“

„Also dort nicht? Gut. Aber wo sonst?“

Desepper sprang einen Schritt zurück. „Wenn Sie nicht sofort gehen, schreie ich die Nachbarn zusammen.“

„Tun Sie das nicht. Ich warne Sie.“ Er öffnete seinen Mantel.

„Wollen Sie mich morden?“ Desepper ging, die Hände ängstlich vor sich streckend, bis ans Fenster zurück.

„Schießen? Nein. Man macht heutzutage so was ohne Lärm. Sehen Sie hier das kleine Instrument? Es sieht wie ein Thermometer aus, nicht wahr? Aber es ist ein Indikator.“

„Indikator?“ stotterte der andre.

„Ja, ein Druck auf diesen kleinen Kopf genügt, um Sie durch einen elektrischen Schlag, einen kleinen Blitzschlag, für eine Weile unschädlich zu machen. Eine russische Erfindung. Na, wir werden sie hoffentlich nicht brauchen. Sehen Sie sich doch! Es plaudert sich dann angenehmer.“

Desepper nahm gehorsam Platz. „Ich schwöre Ihnen, daß ich nichts weiß. Ich habe das Geld nicht, von dem Sie da reden.“

„Aber der andre hat es, wie? Der, dem Sie es gaben, wie? Der große Unbekannte, wie?“

Bei jedem „Wie?“ zuckte Desepper zusammen. Er sagte an seine Wade. „Geben Sie mir wenigstens meine Zahntropfen drüben.“

Desepper schlich mit kläglichem Gesicht zum Tisch, nahm das kleine etikettierte Fläschchen und entfortte es. Mit zitternder Hand füllte er einige Tropfen in einen Kaffeelöffel.

Als er bemerkte, daß sein Besucher ein Stück frischer Tapete aufmerksam musterte, warf er sich auf ihn. Seine Faust schlug schwer auf den Kopf des Quälers.

Blinsky glitt vom Stuhl, riß sich wieder auf und drückte an dem kleinen Instrument.

Desepper, der zur Tür flüchtete, blieb plötzlich stehen. Seine Arme flogen in die Höhe, der Körper krümmte sich und sank in sich zusammen wie ein leerer Sack.

(Fortsetzung folgt.)

Don vergessenen sächsischen Königschlössern.

(Historische Raritäten und kuriöse Inschriften.)

Mitgeteilt von Felix v. Lepel (Dresden).

In einem versteckten, verschwiegene Winkel der Döbmitz, jenes Dresden lieblich vorgelagerten Landstriches, der mit seinen Lauben, Weinterrassen, gepflegten Biergärten, malerischen Billen, Springbrunnen und kunstvoll verschlungenen Wegen eindringlich an den Süden und die Riviera gemahnt — man nennt die Döbmitz ja auch das „sächsische Nizza“, und eine der hindurchführenden, wundervoll gepflegten Straßen heißt direkt „Nizzastraße“ — steht das alte Schlößchen Follschütz, das wohl nur vereinzelt von eines Wanderers Fuß betreten wird, es sei denn, daß er direkt auf Entdeckung alter Kostbarkeiten und geschichtlicher Raritäten ausgeht. Eine solche ist hier zum Beispiel die viele hundert Jahre alte Weinpresse, eine primitive, aber für die damalige Zeit in ihrer Gesamtkonstruktion doch schon ziemlich komplizierte Maschinerie, die den edlen Nebenlast für so manches der mittelalterlichen Feste am sächsischen Hofe geliefert haben mag. Tafeln — in verdienstlicher Weise wohl vom sächsischen Heimatschutz angebracht — suchen

die alte Weinpresse, das allmählich haufällig werdende Schlößchen und die Gartenanlagen, vor Beschädigungen nichttöchter Passanten zu schützen. Dieses Schlößchen hat übrigens eine ziemlich romantisch-verworrene geschichtliche Vergangenheit. Der 5. Mai 1401 gilt als Gründungsstag des unter Kurfürst Johann Georg II. entstandenen Schlößchens. 1653 entstanden dann die ersten umfassenden Baulichkeiten. Feste mit Wingerzügen wurden hier zur Herbstzeit unter August dem Starken, dem pracht- und vergnügungsliebenden sächsischen Nachtherrn, abgehalten, an diesen Weinhängen, die nicht nur an die Riviera, sondern auch an gewisse Partien in Niederösterreich, in der Wachau und in der Schweiz, so eindrucksvoll erinnern. Von 1401 bis 1889 war Schlößchen kurfürstlicher Staatsbesitz, und von 1900 bis 1904 wohnte hier der russische Staatsrat General Suchanoff-Bodolagine. Heute können die Fremden auf der rebenumkränzten Terrasse ihren Kaffee oder ihr Abendessen zu sich nehmen, dabei die prächtige Fernsicht über das Elbtal genießen, oder in den historischen Reminiszenzen blättern, die, in dem löblichen Bestreben, den Besucher zu belehren, in die Speisekarte mit eingeheftet sind!

In der Nähe des von Kurfürst Moritz 1542 erbauten Jagdschlösses Moritzburg bei Dresden, das einst der Schauplatz glänzender Feste, Turniere und fürstlicher Zeremonien war, befindet sich die historische „Waldschänke“. Der Besucher hat hier Gelegenheit, den amüsanten Wandfries zu bewundern, der viele Revolutionen und Restaurationen glücklich überstanden hat und die verschiedenen ehrjahren Handwerke, wie Schmiedekunst, Zimmerkunst oder Feldbestellung, in ihren damals namhaftesten Repräsentanten in jener Gegend figürlich vorführt. Besonders amüsant sind die in den Jahren 1546 bis 1658, gewissermaßen als „Appendix“ zu den Chur-Fürstlichen Landtagen“ entstandenen mittelalterlichen Sorüchlein, die ein Zimmer der Waldschänke zieren, wo oftmals die hohen Herrschaften sich von den Strapazen der Jagd aussern haben mögen. Hier sind einige:

Ich eines Fürsten Jagthaus,
wer mich veracht'
der bleibe drauß!

Ob ich nicht jedem gefallen thu —
Laß mich allein,
behalt sein ruh!

Ich erbege meinen Fürsten,
den nach Jagtlust
pflegt zu dürsten!

Kurtweill ist hier gut zu treiben,
wer nicht kann
der laß es bleiben!

An dritter Stelle wäre Schloß Siebeneichen hoch über dem romantischen Elbtal bei Meißen zu nennen, das seinen Namen daher führen soll, daß einst der Schloßherr jedesmal bei der Geburt eines Kindes eine neue Eiche pflanzen ließ, und wo vor ein oder zwei Jahren großangelegte Festspiele im Freien stattfanden. Auch dieses schöne Schloß mit seinem weiten Naturpark liegt abseits vom grohen „Reisebetrieb“, und es gehört schon ein bißchen „Entbeckerlust“ dazu, es ausfindig zu machen, zumal die Bahnstrecke Dresden-Meißen-Döbeln-Leipzig, eine der landschaftlich romantischsten Eisenbahnstrecken Deutschlands mit Brücken, Wäldern, Tälern, Schluchten und Tunneln, die bei Kriessarsbruch allein für den Personenverkehr freigegeben war, weil die Hauptstrecke Dresden-Niesitz-Leipzig mit Militärtransporten belegt war, überhaupt wenig bekannt ist. Schade übrigens, daß das Schloßgebäude selbst und die Gartenanlagen, mit Ausnahme des angrenzenden Gutes und „Oekonomiebetriebes“, der breiten Öffentlichkeit nicht zugänglich sind. Aber durch den Weg hinauf wird man schon reich belohnt.

Von Radeberg, der weltberühmten Bierstadt, erreicht man, im Auto oder pferdebefpannten Diale — so etwas gibt es hier noch! — durch den romantischen Talgrund mit der „Tobiasmühle“ und so mancher ländlichen Gaststätte, die einsam im herbstlichen Walde daliegt, Augustusbad, einen weltabgeschiedenen, idyllischen Kurort, der so recht geeignet erscheint, dort in beschaulicher Zurückgezogenheit eine „gesammelten Werke“ zu schreiben oder sonstwie das Fazit seines Lebens zu ziehen. Ein Ori, Isoulagen, für Kenner und Feinschmecker. Man muß so etwas richtig zu würdigen wissen. Drei grohe, uralte Eichen, die Körner-Eichen, erinnern übrigens daran, daß hier Theodor Körner, der Dichter der Freiheitskriege, am 21. Juli 1809 weilte. Hier nahm und feindlich wirken das Herrenhaus, 1783 von Graf Wallwitz erbaut, und das „Radeberger Haus“, das 1810 von Hammerherr v. Schönberg errichtet lieh. Etwas seitab liegt das grohe Heim für Epileptische. Unbeschreiblich schön und die Hochsommerabende in dem weltabgeschiedenen Tal von Augustusbad, wo sich noch ein Hauch alter Tradition und alter Landschaftsideale erhalten hat.

Chinesische Wahrsagerkünste.

Wenn auch bei uns die Wahrsagerkunst noch immer blüht, da nun einmal der Mensch den vorlauten Wunsch nach der Kenntnis seiner Zukunft nicht unterdrücken kann, so werden diese Praktiken doch nicht so öffentlich ausgeübt wie im Lande der Mitte, in dem die Kunst der Wahrsager seit uralten Zeiten hohes Ansehen genieht und eine grohe Rolle spielt. Die Mittel, durch die man den Schleier des grohen Geheimnisses zu lüften sucht, sind zahllos, aber über einige der wichtigsten unterrichtet uns ein Aufsatz von Leopold Katscher in der bei Hugo Bermühler in Berlin erscheinenden Zeitschrift „Der Erdball“. Der Gesichtswahrsager erkennt das Schicksal des Menschen aus seinen Gesichtszügen, aber auch aus dem Aussehen und der Beschaffenheit einzelner Glieder, wie z. B. der Hand. Wer einen runden Kopf hat, eine hohe Stirn, volles Haar, grohe, dicke Ohren, ist ein Glückspilz; ein groher Mund beim Mann, ein kleiner bei der Frau, ein starkes Kinn, eine hohe, feste Nase, voller Hals, kräftige Stimme — das alles gilt für günstig. Wenn eins dieser Merkmale fehlt, hat man allerlei Ungemach zu erwarten. So kann der, der keinen runden Kopf hat, niemals berühmt werden. Eine besonders niedrige Stirn weist auf Verfolgung durch die Gerichte hin, der man am besten entgeht, wenn man Mönch wird. Einer Frau mit grohem Mund wird ein Leben der Schande verkündet; ein Mann mit kleiner Nase und weiten Nasenscheidern ist zum Bettler geboren. Wer eine dicke Hand mit roter Fläche ohne Runzeln hat, der darf grohes Glück erhoffen usw. Besonders beliebt sind die blinden Wahrsager, die, mit Händen über der Schulter, durch die Lande ziehen. Diese Blinden haben eine reiche Ausbildung von älteren blinden Propheten erhalten, bei denen sie als Lehrlinge die Geheimnisse aus besonderen Büchern erlernen. Diese blinden Wahrsager sind richtige „Seher“, die zugleich Sänger sind wie der alte Homer. Hat man ihnen sein Anliegen oder Unglück mitgeteilt, dann beginnen sie zu singen, wobei sie sich auf ihrer Harfe begleiten, geraten in Verzückung und suchen durch ihren Gesang die Ursache des Unglücks zu ergründen und Rat für seine Abhilfe zu erteilen. Andere Wahrsager lesen die Zukunft aus einzelnen Worten ab; sie haben bedeutungsvolle Worte auf Pergamentstreifen geschrieben, die zu Hunderten in Röllchen in einer Schachtel liegen und durcheinander geschüttelt werden. Der Fragende zieht ein Röllchen, und aus dem gezogenen Wort erklärt ihm dann der Wahrsager die Zukunft, was bei der Vielseitigkeit der chinesischen Worte leichter ist, als es bei uns wäre. Vielfach bedient man sich auch der Tiere für solche Zwecke. Der Wahrsager, der an einem Tisch sitzt, auf dem ein Käfig mit einem Dompfaffen steht, läßt den Kunden aus einem Spiel Karten, auf denen Sprüche verzeichnet sind, eine herausziehen. Der Kunde schreibt sich den gezogenen Spruch auf, legt die Karte wieder ins Spiel zurück, und nun läßt der Wahrsager, nachdem er gehörig gemischt hat, den Vogel ziehen, der dann infolge eines Tricks dieselbe Karte wählt. Dann ist der Fragende überzeugt, daß die Götter ihm die gezogenen Karte bestimmt haben. Wahrsagerinnen verwenden zu diesem Zweck Schildkröten. Groh ist die Gruppe der Erdwahrsager, die sich hauptsächlich mit der Bestimmung von glückbringenden Grabstätten für die Toten befassen; sie suchen auf Bergen und Hügeln aus der Beschaffenheit des Bodens festzustellen, ob der Tote hier eine günstige Ruhestätte finden wird. Ist der Boden trocken und rotbraun, so gilt er für geeignet; dagegen wird feuchter und steiniger Boden immer verworfen. Außerdem spielt noch eine grohe Menge von Einzelheiten eine wichtige Rolle. Die Leichenwahrsager verkünden den Lebenden die Zukunft nach dem Aussehen der Leichname ihrer Vorfahren. Zu diesem Zweck wird die Leiche eines Ahnen ausgegraben. Ist sie noch gut erhalten, dann muß sich der Nachkomme auf grohe Unglücksfälle gefaht machen. Findet sich nur noch das Skelett vor, dann deuten gelbe Knochen auf grohes Glück hin; sind die Knochen rötlich, so darf man noch Gutes hoffen. Sind sie aber schwarz oder weiß, dann droht Schlimmes. Auch aus Zahlen, aus Feuer und Wasser, aus Pfeilen und Stöcken, die je nach der Richtung beurteilt werden, in der sie beim Werfen fallen, und nach vielen anderen Gesichtspunkten wird prophezeit. Eine besondere Klasse von Wahrsagern beschäftigt sich damit, den Kunden anzugeben, welche Richtung sie an gewissen Tagen einschlagen sollen. Dabei spielen Astrologie und Geistesglaube die Hauptrolle, denn der Chineser glaubt sich überall von bösen Geistern umgeben, und er verläßt daher sein Haus oder die Stadt vorsichtigerweise in einer Himmelsrichtung, in der er in bestimmten Zeiten keine Einwirkung schlimmer Dämonen zu fürchten braucht. Diese Propheten belehren auch ihre Kunden darüber, welche Handlungen an gewissen Tagen vorgenommen werden dürfen oder besser unterbleiben sollen.



Soll meine Tochter heiraten?

Was die Mütter und was die Töchter denken.

Wie sich doch die Zeiten gewandelt haben! Früher war es eingestanden- oder uneingestandenmaßen der Herzenswunsch jeder Mutter, daß ihre Tochter sich verheiraten möchte, und nicht selten ging dieser Wunsch so weit, daß die Mütter sogar regelrecht auf die Heiratsjagd für ihre Töchter gingen. Mit Argusaugen wurde vom „Drachenhäuten“ aus, dem meist etwas erhöhten Sitze der Ballmütter, darauf geachtet, mit wem die Tochter tanzte und wie oft. Der junge Mann, der etwa ein tieferes Interesse für Ansehen oder Gerechtigkeit, ihr Blumen und Rotillonspenden überreichte und sich am folgenden Tage mit Glacéhandschuhen und Zylinder zur Bistienstunde einfand, um sich zu erkundigen, wie den Damen das Fest bekommen sei — ja, genauestens wurde dieser vermutliche Eheanwärter unter die Lupe genommen, sein Charakter, seine Herkunft, seine Stellung, seine finanziellen Verhältnisse wurden ergründet, und wenn alle diese Fragen befriedigend beantwortet waren, wurde er mit sanfter Gewalt dem Ehehafen zugetrieben. Das war die Zeit, in der die Witzblätter angefüllt waren mit den Bildern und Anekdoten von der mit dem gesuchten Segen bereitstehenden Schwiegermutter und von den mit List vor der drohenden Verlobung flüchtenden Junggesellen — denn schon damals überwog die Zahl der Ehescheuen unter ihnen bei weitem die Zahl der Ehelustigen.

Daß die Mütter und wohl auch in den meisten Fällen die Töchter selber so „ehewütig“ waren, mutet uns heute ganz sonderbar an, aber diese Tatsache lag in den Zeitverhältnissen begründet. Galt es doch für ein Mädchen zum mindesten für ein Unglück, wenn nicht für eine Art Schande, unverheiratet zu bleiben, und das lieblose Spottwort „alte Jungfer“ zeigte deutlich die Geringschätzung, mit der man die Unbegüterten, die „Sitzengebliebenen“ betrachtete. Daß so oft eine große Ungerechtigkeit in dieser Einschätzung lag, daran wurde selten gedacht, und schon um diesem wenig löblichen Vorse des halbgeachteten, heimlich oder offen belächelten, ewig unmündig bleibenden Familienanhängels zu entgehen als welches sie in den weitaus meisten Fällen ihr Leben fristen mußten, legten die Mädchen von früher so gut wie ihre Mütter alles daran, „unter die Haube zu kommen“, und ob sie den Mann, der sie endlich zum Altare führte, wirklich liebten, das war eine Frage, die erst in zweiter Linie kam. Die Hauptsache blieb sie waren „Frau“ und „versorgt“.

Ja, es sind viele „Versorgungs-“ und „Bernunft“-geschloßen worden in jenen Zeiten, ganz sicher mehr sogar als heute, in unserer leider oft mit Recht als gar zu nüchtern und materiell denkenden Zeit! Schon deshalb, weil die Ehe ja wirklich fast die einzige „Versorgungsmöglichkeit“ bot. Wie sollte sich ein Mädchen von früher, das nicht zur Ehe gekommen war, denn sonst ernähren, wenn es nicht bei Geschwistern usw. als Familienanteile und künftiges Rad am Wagen unterkriechen wollte oder konnte? Es gab ja auch so gut wie keine Frauenberufe. Ein junges Mädchen „aus guter Familie“ a. B. konnte höchstens Gesellschafterin, Lehrerin oder Diakonisse werden, und abgesehen davon, daß nicht jedes Mädchen pädagogische oder pflegerische Talente und Neigungen hat, so waren eben durch diese Begrenzung die wenigen in Frage kommenden Berufe bald überfüllt und auch an und für sich wenig aussichtsreich. Die Ehe blieb eben der einzige Rettungshafen, und kein Wunder, daß sich deshalb das ganze Dichten und Trachten der Weiblichkeit um das „große Eos“ der Ehe drehte, das jede zu ziehen hoffte auf die Gefahr hin, daß dieses vermeintliche Glückslos sich späterhin als große Niete erwies. Denn auch dies gehört zu dem Charakteristikum jener Zeiten. Es gab genau so viele, nein, mehr unglückliche Ehen damals, als heute, nur gingen nicht so viele offenkundig in die Brüche. Aber die unzufriedenen, unversorgten, enttäuschten, unglücklichen Frauen waren zahlreich, und wie viele von ihnen verwünschten nicht die Ehe, die doch einst ihre Rettung und ihr Glück gewesen war.

Wie wandeln sich die Zeiten! Wie ganz anders ist heute die Einstellung nicht nur der meisten Mädchen, nein auch der meisten Mütter zur Heiratsfrage! Durch kaum etwas wird wohl der Wandel der Anschauungen auch in dieser Beziehung gründlicher illustriert, als durch die Antwort, die mir neulich eine Mutter auf meine Frage gab, ob sie wünsche, daß ihre Tochter sich verheiraten möchte? „Meine Mädels sich verheiraten? Um Gotteswillen nein!“ sagte sie ganz entsetzt.

„Ich bitte Sie! Wo Ella die schöne Beamtinnenstelle hat und später ihr auskömmliches Ruhegehalt! Und Anni ist so tüchtig, in ihrem Bureau geht es einfach nicht ohne sie, alle Augenblicke bekommt sie Zulage, und später wird sie sich mal selbständig machen, ebenso wie die Jüngste, die ein Schneideratelier eröffnen will! Nein, nein, ich habe nicht den Wunsch, daß sich meine Töchter verheiraten, ebenso wenig, wie sie selber. Sagen Sie mir doch: Was hat man denn heutzutage von der Ehe? Die Männer, die eine Familie ernähren können, sind dünn gesät, und wenn sie eine Familie erhalten könnten, dann wollen sie es nicht, sie ziehen es vor, ledig zu bleiben und ein bequemes, sorgenfreies Leben zu führen. Wer heute heiratet, tut es in der Erwartung, eine Frau zu finden, die mitarbeitet und mitverdient. Fragen Sie mal, wieviele junge Frauen heute nicht mitzuverdienen brauchen, das sind Ausnahmen! Aber sehen Sie, wenn meine Mädels sich in der Ehe genau so, nein, noch mehr abschaffen sollen, als jetzt, was haben sie dann davon? Sie müssen noch einen Haushalt führen, kliden, waschen, kochen, zu ihrer Berufsarbeit, es gibt Kindergeheiß und Krankheit der Mann wird stellungslos, macht bankrott mit seinem Geschäft oder sonst was, kurz und gut, die Ehe bedeutet heute für die Frau nur ein Mehr an Leistung und Pflichten, ohne daß sie als Ausgleich wenigstens eine Sicherung der Existenz wäre! Wenn meine Töchter für sich bleiben, dann sind sie wenigstens in ihrer Freizeit ihr eigener Herr, brauchen sich nach niemandes Launen und Wünschen zu richten und können das Geld, das sie verdienen, wenigstens für sich verbrauchen. Sehen Sie, das ist ein Unterschied!“

Man kann sehr oft dieser Einstellung begegnen, und in gewisser Hinsicht hat sie sogar ihre Berechtigung. Es ist unzweifelhaft ein Vorteil und ein Fortschritt, daß unsere jungen Mädchen von heute nicht mehr „auf den Mann warten“ müssen, daß sie da die Ehe keine Versorgung an sich mehr bedeutet, auch nicht mehr oder nur selten versucht werden. Versorgung ohne Liebe zu schließen, und daß sie auch aus dem gleichen Grunde nicht mehr durch Mütter dazu gedrängt und überredet werden. Man ist versucht, anzunehmen, daß die Ehen, die heute noch trotz des Wegfallens dieser „Vorzüge“ eingegangen werden, wirkliche Kameradschaften sein sollen und sein werden. Aber es ist andererseits eine große Gefahr in dieser unserer modernen Einstellung zur Ehe enthalten: Man darf doch nicht zum Lebensgepöhl werden und die Ehe nur als ein aufsteigendes oder nicht aufsteigendes Rechenereignis betrachten! Gehen ihre keuschen Werte so gar nichts mehr? Ist es wirklich so viel schöner, dieses „sorgenfreie“ aber einsame und kalte „Fürsichsein“, als das mühsamere und Entagungen fordernde, aber herzwarmer „Füreinandersein“?

Qualität in den Nadelskünsten.

In den Frauen-Handarbeiten galt früher der bequeme Grundsatz: es kommt nicht so genau auf die Qualität des Musters an, die Hauptsache ist die Arbeit selbst. Heute können wir sagen, daß es mit diesem Grundsatz vorbei ist. Unbedingt muß man dem Worte zustimmen, das im soeben erschienenen, reich illustrierten Oktoberheft der Charmanen, von Hofrat Dr. h. c. Alexander Koch in Darmstadt herausgegebenen Kunstzeitschrift „Stidereien und Spitzen“ zu lesen ist: „Das Wort Dame schließt heute mehr als je auch in sich ein klares Qualitäts-Urteil in Dingen der Nadelskünste“, d. h. nur diejenige Frau kann heute als gebildet und elegant gelten, die auch in Spitzen und Stidereien einen sicheren und erregenen Geschmack bekundet. Man kann geradezu sagen: Geschmacklosigkeit in solchen Dingen ist unmodern, ist rückständig und unfein. Das Schlechte ist überflüssig; es ist „Lurus“, sich mit qualitätslosen Dingen abzugeben, weil es so viel Gutes und Formvollendetes heute auf diesem Gebiet gibt! Wenn diese Überlegungen zutreffend sind, so hat gerade die Zeitschrift „Stidereien und Spitzen“ daran ein ausschlaggebendes Verdienst. Durchblättert man das Oktoberheft (das erste Heft des neuen Jahrgangs, so findet man darin einzigartige Kinderkleider, Rösen, Gardinen, Spitzen-Decken, Besuchsschächchen, Schals, Leinendecken in jeder Art der Ausführung und der Stoffe, von der Applikation bis zur Perlenstiderei, von der Klöppelspitze bis zur einfachen Verwebung gepunkteter Seidenstoffe — eine Fülle von schönen Dingen für Käuferinnen von hochwertiger Arbeit und eine Fülle von Anregung zu eigener Verwebung.